



Weihnacht

Beilage zum Lahnsteiner Tageblatt

Weihnachtsfriede

Dämmerstille Nebelfelder
Schneedurchglänzte Enamkeit
Und ein wunderbarer weicher
Weihnachtsfriede weit und breit

Nur mitunter windverloren
Biegt ein Rauschen durch die Welt
Und ein leises Glockensingen
Wandert übers stille Feld

Und dich grüßen alle Wunder,
Die am lauten Tag geruht,
Und dein Herz singt Kinderlieder
Und dein Sinn wird fromm und gut.

Und dein Blick ist voller Leuchten,
Längst Entschlafenes ist erwacht,
Und so gehst du durch die stille
Wunderweiche Winternacht.

X

Die Weihnachtsgeschichte

Viele schöne Phrasen gibt es, die am Weihnachtsfest eines jeden Jahres neu ausgegraben zum Vorschein kommen und man aufgelegt zur gegenseitigen Nahrung und Stimmung sehr erheblich beitragen. Ganz automatisch kommt diese Weihnachtsstimmung über den Menschen einige Wochen vor Weihnachten, man erinnert sich dabei des Geschehens, das man am letzten Weihnachtsfest von seinem Nächsten erhalten hat, um es nun selbst zum Maßstab für den Einkauf zu nehmen, man schimpft mehr denn sonst über die teuren Zeiten, hält sich darüber auf, daß „der zu Beschenkende“ eigentlich das Geschenk, das man ihm zugedacht hat, gar nicht wert sei, oder daß es unsinnig sei, sich gegenseitig zu beschenken, und vieles andere mehr. Das Weihnachtsfest ist den meisten schon vorher eine Quelle der Sorgen und des Kummer über den Nächsten, bringt an den Feiertagen selbst manche Enttäuschung und hinterläßt nur allzu oft Bitternis und Verärgerung.

Warum?

Bei den meisten Menschen die Weihnachtsgeschichte falsch verstanden oder überhaupt nicht verstanden haben.

Weihnachten sei das Fest der Selbstverküpfung und der aufopfernden Nächstenliebe.

Am Weihnachtsfest sollen wir überhaupt nicht an uns, sondern nur an den Nächsten denken.

In der Freude, die wir unsern Nebenmenschen bereiten, sollen wir unsere eigene Freude erblicken, und das ist wahrlich die schönste, reinste und edelste Freude, die die Welt kennt.

Verstehender an Liebe müssen wir am Weihnachtsfest sein. Nicht: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, sondern: „Liebe deinen Nächsten, wie du selbst geliebt sein willst.“

Verfagen wir uns jeden Genuß am Feste und bekehren wir für die hierdurch erübrigten Mittel unsere Lieben; die Freunde, die sich in ihren Augen widerspiegeln, ist wahrer wunderbarer Weihnachtsfriede.

Erinnern wir uns am Feste aller Deder, mit denen wir auf Grund unserer menschlichen Unvoll-

kommenheiten den seelischen Kontakt verloren haben und seien wir diejenigen, die den ersten Schritt tun, um wieder zu einer Verständigung zu gelangen. Demütigen wir uns, nur der Demütige ist wahrhaft groß und wahrhaft glücklich! Und das höchste menschliche Glück ist der Friede.

Suchen wir am Weihnachtsfest in Gedanken in das Herz unserer Freunde und sogenannten Feinde (der gute Mensch kennt keine Feinde) einzudringen, ihre Handlungsweise zu verstehen, in ihren Unvollkommenheiten unsere eigenen zu sehen, sie um ihrer Verfehlungen willen zu lieben, mit ihren Leiden im Geiste mitzufühlen und mit ihren Freuden uns mitzufreuen, dann werden wir auch unsere eigene Seele reicher und gottähnlicher wiederfinden. „Durch Mitleid wissend, der reine Tor.“

Bedenken wir, daß die Weihnachtsgeschichte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“ ursprünglich nur an wenige Hirten in der heiligen Nacht gerichtet war, daß der Menschensohn zunächst nur in einem kleinen Lande und im Kreise weniger Menschen sein Mission erfüllte, daß also auch wir, wenn wir wahre Christen sein wollen, wie die Hirten damals auf Viehweiden führen die Gottesbotschaft entgegennehmen müssen ohne Rücksicht auf unsere große Umwelt, die ein anderes Weihnachtsfest feiert, die den Geist des Weihnachtsfestes in Kenntnislosigkeit ertötet oder gar anstelle des Weltheilandes die Götzen Mammon, Bauch und Venus gesetzt hat.

Das Weihnachtsfest ist ein Familienfest.

Es darf aber nicht nur Familienfest sein, denn die Familie ist immer mehr oder weniger ein Egoismus zu zweien oder zu mehreren. Das Weihnachtsfest muß über den Familienegoismus hinaus auch diejenigen umfassen, die nicht das Glück einer Familiengemeinschaft genießen, oder die es nicht mehr genießen können.

Gedenken wir deshalb in unserer Weihnachtsfreude vor allem diejenigen, die einzeln ihre Wege wandeln müssen, denen der Krieg ihr Liebstees sei es Vater, Mutter, Bräutigam, Sohn, Bruder oder Freund, genommen hat, die sich in matereller oder seelischer Not befinden.

Weihnachten ist ein Fest der Kinder.

Veranlassen wir unsere Kinder, daß sie ihre Spiele, die sie zum letzten Feste bekommen haben, armen Kindern schenken, denen ihre Eltern keine Geschenke zu Weihnachten geben können. Mögen die Reichen, mit Glücksgütern Gesegneten ihre Kinder selbst in die Häuser der Armen schicken, damit sie dort ihre vorjährigen Weihnachtsgeschenke ihren Altersgenossen übergeben und mit ihnen spielen. Beschenkt eure Kinder, verlangt aber auch edle Selbstüberwindung und Nächstenliebe von ihnen. Nicht so werden euch eure Kinder im Alter behandeln, Eltern, wie ihr von ihnen jetzt behandelt werdet, wo sie sich in eurer Abhängigkeit befinden, sondern so wie sie ihre Kameraden, die in gramvollen Kleidern umherlaufen, jetzt behandeln, wie sie ihre Lehrer behandeln, wenn sie sich unbeobachtet abgeben, wie sie die alten Leute auf der Straße und im öffentlichen Leben behandeln. So werden sie auch euch später einmal behandeln. Merkt euch, ihr Eltern!

In diesem Sinne wollen wir Weihnachten feiern, jeder von uns, an den diese Botschaft geht.

Nur wenn wir die Botschaft des Westerköfers am Weihnachtsfest in die Tat umzusetzen versuchen, wird auch der Weihnachtsfriede in unsere Herzen einziehen.

Nur dann können wir beseligt singen:

„Heiligste Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in mein Herz!“

O. R. W.

Gloria in excelsis Deo

Von Stern zu Sternen raucht Gesang,
Ein Donnerchor, ein Ueberstrom,
Der, wie er alle Himmel füllt,
Inbrünstig aus der Schöpfung quillt:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Und hört! — aus ewiger Sphären Chor —
Was klingt so süß! Was bricht hervor?
Ein Erbton, der auf die Welt
Wie Verdenjebel niederfällt:
Friede den Menschen auf Erden.

Dein Knecht, Gott, beseligt mich, —
Ich lob dich, o preise dich,
Du meiner Seele Ziel und Zug,
Du Sättigung, dir selbst genug —
... o danke dir für deine große Glorie.

Herr, meiner Sünden tief bewußt,
Wie glüh ich so in Gotteslust?
Das macht, ich schau am Thron des Lamm,
Das alle Sünden auf sich nahm.
Lamm Gottes, o erbarme dich!

O Gott, du Vater, Sohn und Geist,
Um den das Weltall töndend kreist
In unbegrenzter Melodie —
Anbetend berge ich dich an:
Gott, du allein bist Heilig.

Missa poetica

Else von Stach

Die Legende vom Nischen

Weihnachten 1920.

Wie immer sank die Heilige Nacht auf dämmerndem Fittich in das Erdental hernieder, ein heber, heiliger Engel. Wie immer. Und doch anders.

Früher — es scheint, als sei's ein Traum einer unwillkürlichen Aenderzeit gewesen, einer sorglosen, goldenen Spielzeit auch für die Erwachsenen — früher lag sie in lauter Glanz hin, in einem Wald filberstrahlender, fernflimmernder Christbäume, in ein Meer von Jubeln, Lachen und Geberfren, in eine besüßende und besüßte Welt.

Denn in den Kriegsjahren kam die Heilige Nacht ganz allein und eilte verschüchtert zwischen drohenden Schatten hindurch.

Jetzt aber folgten ihr noch zwei Erscheinungen. Die eine war ein schwächliches, noch ganz junges Kind, das aber gleichwohl auf dem seinen Rücken schon ein Kreuz trug. Trotzdem hielt es sich tapfer und ganz aufrecht und seine Kinderaugen blinzelten in ein zwar noch unbelächeltes, aber doch schon schönheitsblühendes Land. In den durchsichtigen

Händen schimmerte eine kleine, silberne Harfe . . . Dieses schwächliche mutige Kind war der Stern der Hoffnung.

Au der Hand ward das kleine zarte Kind geführt von einem etwas über 16-jährigen Engelsknaaben von seltsamer, bizarrer, aber verblüffender Schönheit, die in jedem Augenblick sich zu verändern schien. Bald waren seine von hundert Träumen glänzenden Augen blau, bald schwarz, bald sanft, bald dämonisch . . . Aus seinem dunklen Haar sprühten verwirrende Funken. Sein Mund, eine sich eben erschließende Rosenknospe, herb und doch voll Seligkeit. Seine leichten Füße hinterlassen im Sande eine rosige, schnell verlöschende Lichtspur . . . Dieser Knabe war das Röschen Phantasie.

Reise und zart betrat das Röschen mit seinem Hoffnungsstern am heiligen Abend die Stadt und ging durch die schlecht erleuchteten Straßen, wo terzenerne Christbäume aus den Fenstern flammten.

Und während die Heilige Nacht wie Weihrauch durch die Dunkelheit wachte, ging das Röschen Phantasie in die Häuser und ließ seinen Stern auf seiner silbernen Harfe eine leise Melodie spielen. Und zuerst horten es die jungen Menschen und scharten sich um das Kind mit leuchtenden Augen, und dann kamen auch die Alten und fasteten die Hände und in ihren vergrämten Gesichtern leuchtete ein zager Glaube. Alle standen sie um den kleinen Stern wie einst die Hirten um die Krippe des Welserlösers, der das Leben der Menschheit brachte. Und wie durchleuchtet von einem überirdischen heiligen Freudenlicht strahlten die Gesichter:

„Da uns schlägt die rettende Stund',
Christ in deiner Geburt“.

Und dann begann das Röschen Phantasie sein Werk. Es begab sich weit hinaus vor die Stadt, wo ein Einsamer wohnte. Doch nicht ganz einsam.

Denn auch bisher war das Röschen im Geiste bei ihm, es begleitete ihn auf allen seinen Wegen und bei allen seinen Geschäften. Und doch hatte er es sich gerade für Weihnachten in besonders greifbare Nähe gewünscht. Im Zimmer des Einsamen stand eine kleine Fichte, fast schmucklos. Da trat das Röschen in die Türe und mit einem kühnen Aufsprung war es gleich mitten drinn im Winkel der Weihnachtsfichte. Und dann setzte sich der Einsame mit dem Engelsknaaben zu Tisch und unter seinen Händen wurden all die einfachen Speisen gesegnet und verzaubert, und in die Getränke wurden Kräuter gestreut, daß sie wie Himmelswein schmeckten, und ein lautes Jubeln stieg aus den Herzen.

Einst gegen Morgen verließ das Röschen mit seinem Stern die weihnachtlichen Häuser und ließ einen wohnigen, lange onhaltenden Duft seines milden, verzaubernden Wesens zurück.

Draußen, in verbleichenden Sternenschein, stand hoch und hehr die Heilige Nacht. Mit ihren schneeweißen Händen segnete sie die Zurückkehrenden und sprach mit einer Stimme, die wie Weihnachtsorgelklänge tönte:

„Sei bedankt, mein liebes Röschen, daß du mich begleitet hast in dieser dunkeln und rauhen Welt. Niemand wollte mich begleiten als du allein und dein seliger Stern — allen war der Weg zu lichtlos, zu hart, zu traurig. Nur du, holder, phantastischer Knabe, hast mich zu dem Menschen gebracht und sie des Leid der Zeit vergessen lassen, gleich dem Schwan, der einstens Königgrün den Ritter des heiligen Gral, zu König Heinrich führte. Sei bedankt, mein lieber Schwan!“

Und innig nahm die Heilige Nacht ihren kleinen Gefährten in den weichen, schwarzblauen Mantel ihres Haars und flog mit ihm unter dem Glanze des Morgensternes der Hoffnung in ihre Heimat zurück.

Aber wie ein leises Echo tönte es noch aus dem dunklen Gewirr der armen gequälten Welt:

„Nun sei bedankt, sei bedankt!“

Das Christkind

Ein Weihnachtsmärchen von Heinrich Berkaulen

Klaus Ikenlohr ging mit gedrücktem Gesicht umher. Eine Dampfmaschine hatte er sich vom Christkind gewünscht. Wie früher hatte es die Mutter auf einen großen weißen Bogen schreiben müssen, wie früher hatte er seine drei Kreuze anstelle des

Namens darunter gesetzt, wie früher hatte Vater den Brief mit zur Post genommen: Es sei doch sicherer in diesen Zeiten, wenn man so etwas eingeschrieben schide.

Klaus Ikenlohr war Mann genug, das zu verstehen, wenigstens tat er so.

Sein Herz aber blieb unruhig wie ein Wasser, in das man einen Stein geworfen. Nun schlug es Kreise, einen immer größer als den anderen. Peter Endermann hatte das getan. Es kam von der Dampfmaschine her. Als ob das Christkind sich mit lumpigen Dampfmaschinen abgebe. Ueberhaupt Christkind! Das würde ja man bloß so gesagt. Peter Endermann hatte sich gar nichts gewünscht. Er ließe es darauf ankommen.

Seit der Zeit ging Klaus Ikenlohr dem Peter Endermann aus dem Wege. Es war nicht allein wegen der Dampfmaschine. Klaus Ikenlohr war manchmal, als kriege er keine Lust mehr. All seine Freude war wie in einen dunklen Sack gesperrt. Sprachen sie bei Tisch vom Christkind, dann klopfte sein Herz lauter als der Pendel der Pängenuhr.

Aber er sagte nichts.

Er hatte es auf das Christkind abgesehen. Er schämte sich: das leibhaftige Christkind mit den goldenen Flügeln und dem blonden Lockenkopf, mit den Eisbergglöckchen am Gewand und dem Heiligenschein.

Klaus Ikenlohr blieb zu Hause. Er tastete auf jedes Klingelzeichen vor die Türe, ob — ob . . . Er ging durch alle Zimmer, daß ja nichts abgeschlossen würde. Draußen trugen die Leute die grünen Weihnachtsbäume nach Hause. Natürlich, das wußte er, das Christkind konnte alle Weihnachtsbäume nicht selber noch kaufen. Aber zu Hause war nichts zu entdecken. Auch im Kohlenkeller nicht.

Man hatte Sorgen um ihn. Auch Peter Endermann kam nicht mehr. Von der Dampfmaschine wurde nicht mehr gesprochen.

So kam der heilige Abend.

Draußen ging alles wie auf unsichtbaren Sohlen. Die Menschen mit den frohen Gesichtern eilten rascher nach Hause als sonst. Ein spinnwebfeines Geseumme hing in der Luft. Dünne Eisfäden rieselten leise vom Himmel wie silberner Christbaumschmuck. Die Gaslaternen flackerten beständig, und manchmal sah es aus, als wären sie lauter große Herzen, die im Wind und dünnen Regen jeden Augenblick auslöschen mißhten. Und dann leuchteten die kreisrunden Wasserlöcher in der Straße wie weiße Teller auf, in denen beständig silberne Lichter tanzten.

Klaus Ikenlohr stand mit brennenden Augen und flammendem Gesicht am Fenster. Zwei Stunden früher war der Vater nach Hause gekommen. Er war gleich ins Wohnzimmer gegangen. Und dann hatte ihn Mutter beiseite genommen, er solle jetzt allein in der Küche bleiben, das Christkind sei im Wohnzimmer.

O, Peter Endermann! In Klaus Ikenlohr stieg etwas die Kehle hoch, das war gelb wie Saß. Daß einer ihm das rauben will! Mein Christkind, schrie Klaus Ikenlohr: mein Christkind! Aber keiner hörte das, nur von den Wänden seines blutroten Kinderherzens hallte es zurück, zart und fein wie in Blüten getaucht: mein Christkind!

Dann wußte Klaus Ikenlohr nichts mehr. —

Als er wach wurde, lag er in Mutters Schoß unter dem grünen, silbernen, brennenden Christbaum. Eine große Dampfmaschine stand neben ihm. Vater machte ein Gesicht, wie der heilige Nikolaus selber.

Es weiß keiner von den beiden, was Klaus Ikenlohr gefühlt hatte. Aber auf einmal sprang es wie Feuer, Jubel und Glück in seine braunen Kinderaugen, er schlug die Arme um Mutters Gesicht und meinte auf brem Mund fest und bewußt: „Mein Christkind du!“

Schlummerlied der Hirten

Von D. Chr. Schubart.

Schlaf wohl, du Himmelsknaabe da.
Schlaf wohl, du süßes Kind!
Dich säckeln Englein in Ruß
Mit sanftem Himmelswind.
Wir armen Hirten singen hier
Ein herzig Wiegenliedlein dir.
Schlafe, schlafe,
Himmelsknaabe, schlaf!

Mario hat mit Mutterlieb

Dich leise zugebedt;

St. Joseph hält den Bauch zurück,

Daß er dich nicht erweckt.

Die Schäflein, die im Stalle sind,

Verstumm'n vor dem Himmelskind.

Schlafe, schlafe,

Himmelsknaabe, schlaf!

Bald wirst du groß, dann fliegt dein Blut

Von Golgatha herab;

Ans Kreuz schlägt dich der Menschen Wut,

Dann legt man dich ins Grab.

Hab immer deine Augenlein zu,

Denn du bedarfst der süßen Ruß.

Schlafe, schlafe,

Himmelsknaabe, schlaf!

Hansis Sterbelied

Von Lukas Klose

Ein herziges Kind mit verträumten Augen und mit einem holdseligen Lächeln auf den rosigen Lippen war mitten im Winter ins verschneite Land gekommen. Alle lächelten das liebliche Kindlein an, die Alten und die Jungen. Und ein stilles Singen und Jubeln hing überall an. Und wenn eine bittre Träne im Auge hing, dann schaute es noch einmal so lieb in das lebensvolle Auge und die Träne wurde zum funkenden Edelstein; und wenn das Herz schwer war, dem rührte es mit seinem holden Zaubersinger daran und es wurde wieder froh. Das Kind war das Christkindlein.

Nur an einem ging es diesmal vorüber. Ihn schaute es nicht an und gönnte ihm keine Weihnachtsfreude und kein Weihnachtslied. Vom Fieber verzehrt, mit halbgeschlossenen Augen und geöffneten Lippen lag der Hansi oben in der engen Maniarde des städtischen Fürsorgehauses. Er mußte sterben und er wußte es. Heute hatte es der Arzt zur Wärterin gesagt und er hatte es gehört. Das Christkindlein, das man zu ihm hereinbrachte, hatte er nur einmal angeschaut und dann nicht mehr. Denn der Tod hatte es hereingebracht.

Dem Kleinen, der allein und verlassen dalag, zermartete die furchtbare Gewißheit die junge Seele. Und doch war morgen am Christfest seine erste heilige Kommunion, auf die er sich immer so sehr gefreut hatte. Da kam das liebe Christkind selbst zu ihm. Aber auch diese innige Freude tauchte in bittere Traurigkeit unter. Krampfhaft wühlte er mit den überhasteten Händen in den Kissen und wälzte sich unruhig auf dem einfachen Lager. Eine tiefe Todesangst hatte ihn überfallen, die ihm den kalten Schweiß aus den Poren trieb und die dunklen Ringe um die feierglänzenden Augen noch schwärzer malte. Plötzlich fährt er auf.

„Ich will nicht sterben, Christkind, ich will nicht,“ ruft er laut in das Zimmer hinein. Sein warmer Blick fällt auf den bleichen Lichtschimmer, der durch die dichten Fenstervorhänge gedämpft in das Zimmer dringt. „Hinaus, an das Licht, zu den Buben, zum Schnee!“ ruft es in ihm mit unwiderstehlicher Gewalt. Und der Knabe wendet sich auf die Seite, um aus dem Bette zu gleiten.

Da öffnete sich die Türe, und der Pfarrer, der Hansi seit längerer Zeit zur ersten Kommunion vorbereitet, tritt herein. So kommt der Engel Gottes zur rechten Stunde. Wie der Kranke ihn sieht, rafft er die Decken zusammen und drückt den schwächlichen Körper tief in die Kissen. Er preßt die kleinen Hände vor das wehvolle Gesicht und wendet sich wie ein Wurm in seinem Bettlein in unsagbarer Seelenqual. Teilnahmsvoll beugt sich der Pfarrer zu ihm nieder. Er legt die Hände um seinen Nacken und richtet ihn sorgsam auf.

„Hansi, was ist denn?“ fragt er leise und fast erschrocken. Er erhält keine Antwort. Der Schmerz hat eine wuchtige Hand. Er verschließt auch die offenen Lippen des Kindes. Der Pfarrer zieht den Buben näher an sich heran, er löst seine Hände und streichelt sanft über seine abgehärteten Wangen, auf denen die roten Fieberrosen blühen.

„Hansi?“ fragt er wieder in einem Tone, aus dem keine Liebe klingt. Bei diesem Worte des Pfarrers geht ein Zittern durch den Körper. Zwei winzige Tränen erscheinen an den dunklen Augenwimpern des Knaben. In einem niederschmetternden Tone, als löscht er mit jeder Silbe sein junges Leben aus, preßt er heraus:

„Ich muß sterben.“

Dann bricht er in ein leises Weinen aus, während er sich innig an den Priester klammert, als sei der vermögend, ihm das Leben zu erhalten.

Das Weh des Kindes schneidet dem Priester tief in die Seele. Kaum aufgeblüht, soll das junge Blümlein welken! So nahe der Quelle, soll schon das klare Bächlein versiegen! Und er versteht den Suben. Weihnachten, das liebliche Fest der Kinder ging scheinbar kalt und lieblos an ihm vorüber. Auch nicht einen Tropfen Freude hatte es mehr für ihn. Aber er wußte auch, daß jemand helfen konnte.

„Hansi“, spricht er zu dem schluchzenden Knaben, „Hansi, wenn wir sterben, sterben wir, um zu leben — auf ewig — im Himmel. Und im Himmel lacht ein ewiger Weihnachtsstag, dort leuchten wundervolle Lichter und holde Weihnachtslieder klingen. Und das Christkindlein ist dort und wird dich als Bräutlein begrüßen — Hansi, glaub mir, das Sterben ist nicht schaurig und finster. Das Jesuskind geht ja mit und ist dabei. Hansi, man kann mit dem Christkind auch singend sterben und ich werde für dich beten, daß du frei und fröhlich und singend stirbst.“

„Man kann auch singend sterben“, wiederholt zögernd der Knabe. „Mit dem Christkind“, fügt er dann langsam und nachdenklich hinzu.

„Ja, Hansi, viele haben das gekonnt. Wenn die Heiligen starben, haben sie gesungen. Mit dem Christkind kann man alles. — Und das Christkind kommt ja morgen zu dir.“

„Da will ich es bitten, daß ich singend sterbe“, sagte der Knabe einfach. Alle Trauer ist aus dem bleichen Gesicht verschwunden und hat einem ersten Lächeln Platz gemacht. Der Priester zieht ein schönes Kommuniongebetbuch aus der Tasche und drückt es in Hansis magere Hände. Der ist überglücklich über den Schatz, und als der Priester fort ist, blättert er lange in dem heiligen Buche. Er sucht sein Sterbelied. Endlich, da er es gefunden, legt er den Rosenkranz als Merkzeichen an die Stelle.

Und dann kam Hansis großer Tag. Kein Glanz und kein Flitter umgab ihn. Er hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, die ihm ein Myrthensträußchen und einen allvermögenden Elternsegnen zur ersten Kommunion gegeben hätten. Und die städtische Fürsorgeanstalt der Großstadt wußte und verstand von der himmlischen Feier nichts. Aber der Christbaum brannte mit seinen flimmernden Kerzen. Und der Seelsorger hatte ein kleines Myrthensträußchen mit weißen, glänzenden Blüten an Hansis Brust gehängt. Und Hansis Herz war geschmückt mit übernatürlicher Gnade und Herrlichkeit.

Wie ein Engel, strahlend vor Glück und Freude hat er das Christkind empfangen. Er ist so still und so schön und so herrlich geworden, daß selbst der Priester sich nicht der Tränen erwehren konnte. Nach einer Weile hat er das Gebetbuch aufgeschlagen und mit wunderbar heller Stimme sein Lied gesungen:

Jesukindlein, bleib bei mir,
Nimm mich ewig auf zu dir.
Führ mich in den Himmel ein
Zu dir, liebes Jesulein.

Mit klarer Stimme sang er bis zur letzten Silbe. Dann hat er die Hände über der Brust gefaltet und ist hinübergegangen, um dem Heiland mit den Engeln das ewige Loblied zu singen.

Die Sprache des Christbaums

Hörst auch du die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein bringen?
Die vergessenen Gebete
Aus den Tannenzweiglein singen?
Hörst auch du das schüchternfrohe
Belle Kinderlachen klingen?
Schaust auch du den stillen Engel
Mit den reinen, weißen Schwingen?

Schaust auch du dich selber wieder
Fern und fremd nur wie im Traum?
Grüßt auch dich mit Märchenaugen
Deine Kindheit aus dem Baume . . . ?
O da Christen.



Unser Christbaum

Was bedeutet uns der Christbaum? Für den Christen soll er in erster Linie das Symbol seiner religiösen Bekenntnistreue darstellen. Die immergrüne Farbe ist die Hoffnung, die den wahren Christen bis zum letzten Atemzuge begleitet. Der weiße Schnee versinnbildet die Reinheit des Herzens, die als Perle aller Tugenden dem Christen eignet, und das Christkindchen, das auf jeden Christbaum gehört, ist für den gläubigen Christen der Inbegriff alles Seins und Wesens, aller Glückseligkeit.

Auch als Deutscher kann sich der Christ Weihnachten ohne den Christbaum eigentlich gar nicht vorstellen. Er entspricht ganz deutschem Fühlen und Denken. Wir wissen, wieviel Poesie er in die Kinderherzen hineinträgt, wieviel er aber auch uns, den Erwachsenen, wert ist. Er ist uns ein lieber Bote von „draußen“, in der Zeit, wo wir nur wenig hinauskönnen. Schon Tage und Wochen vor dem Feste stimmt er die Seele ein. Wir schreiten im dichten Nebel oder in frostiger Luft durch die Straßen, Tausend Dinge der modernen Kultur liegen in den Schaufenstern aufgespeichert; sie blitzen und loden im reichen Schmelzevielen. Das Auge schweigt im Schauen. Da, wo die würziger Duft in der Nähe! Weg wendet sich der Blick und sucht, sucht, bis er sie findet, die jungen, grünstrogenen Bäume, die in Straßen, auf Plätzen und in den Höfen stehen und der frohen Käufer warten.

Es liegt mit der tiefste Wert darin, daß wir mit dem Christbaum ein Stück Natur mit in unsere Wohnung tragen. Er soll in Winters Wirken unserer Sehnsucht nach der Natur entgegen kommen, er mag uns ein tröstliches Symbol unvergänglichen Lebens sein, mag schon in rein physiologischer Beziehung mit seinem satten dunklen Grün uns wohl tun. Und dann die Lichter an ihm! Sie müßten recht reichlich vorhanden sein, viele weiße Kerzen, die zum Grün stimmen und die viel Helligkeit ausstrahlen. Der Christbaum, das Symbol des Lichts, das Licht selber in der Zeit der größten Dunkelheit! Neben dem Christbaum sollte alles andere Licht erlöschen, oder aber er verliert seine Wirkung. Weg mit dem Gas- und elektrischen Licht, wo ein Christbaum brennt. Er allein als Lichtquelle muß zur Wirkung kommen, er muß den ganzen Raum erhellen. So hat er früher seine Mission als ganz selbstverständlich erfüllt. Heute aber, wo wir fortgeschritten sind, wo wir eine Fülle künstlichen Lichtes in unsere Wohnräume fluten lassen, da bleibt die Wirkung des Lichtbaumes nur, wenn er allein im Zimmer brennt, da erfüllt er sogar eine besondere Aufgabe, wenn er uns auf Stunden aus der Illusion unseres Kulturlebens herausführt und durch seine Ursprünglichkeit und Natur unsere Seele stimmungsvoll anregt.

Wir, die erwachsenen brauchen auch keinerlei Behang am Baume. Licht und grüne Zweige sind uns vollkommen genug; alles andere kann die Wirkung nicht erhöhen; wohl aber abschwächen. Wo aber für Kinder ein Baum hergerichtet wird, sollte auf den Behang nicht verzichtet werden. Kinder mit ihrem Märchenfimmel brauchen den Glanz und den Schimmer; ihnen fehlt einfach etwas ohne den goldenen, glitzernden Behang. Es muß daher eine der Elternsorgen sein: wie wird der Kinderbaum gut hergerichtet? Die heutige Industrie hat ja allerdings schon vorgesorgt, nur nicht immer in gewünschter Weise. Da gibt es allerlei Baumbehang, der sich in ein paar Minuten fix und fertig ablegen läßt und den Eltern die ganze Mühe des Nachdenkens abnimmt. Diese Art ist aber nicht unser Ideal. Früher schmückte die Familie den Baum selbst in liebevoller Weise mit Äpfeln, Nüssen, Pfefferkuchen und nicht eßbarem Schmuck, und so sollte es heute auch geschehen. Am besten wird es sein, wenn die Kinder selbst mit herangezogen werden, den Schmuck mit herzustellen, z. B. Nüsse an Ketten reihen, Nüsse zu vergolden, Papierketten zu schnitzen, Tüten für die Lichter zu fertigen, die Wickelhalter gleichmäßig und stimmungsvoll zum Baume passend anzustrichen. Sterne auszuschnitten. Auch zum Tisch soll der Christbaum passen. Auf weißem Tuch sich erhebend, mag eine Kante von grünen Tannenzweigen den Abschluß bilden. Vielleicht haben die Kinder an den Adventsabenden Weihnachtskrippe mit Zubehör ausgeschnitten und geschnitten, und diese Dinge werden unter dem Baum

aufgestellt. Oder ein Knusperhäuschen wird gefertigt um die Beziehungen des Baumes zum Walde wie zum Märchen zu erwecken. Immer wird es darauf ankommen, darüber nachzudenken, wie mehr Poesie mit dem Christbaum in die Kinderherzen getragen und wie zugleich die Vorfreude vor dem Feste erhöht werden kann.

Das Blühen in der Weihnachtszeit

Von A. W. J. Kahl

Um die Weihnachtszeit werden wieder die Legenden lebendig, die vom Blühen und Grünen der Pflanzen in der Christnacht erzählen. Der Volksglaube nimmt an dem Blühen der Natur teil und freut sich daran. Diese Legenden reichen weit zurück in die heidnisch-germanische Zeit mit ihren hohen Verehrung, die sie den Bäumen als den Wohnungen himmlischer Wesen zollte. So beteten sie den Gott Fro an, den Gott des Friedens und des Frohsinns und den Spender der Fruchtbarkeit und aller guten Gaben. Er bleibt der Gott des goldenen Zeitalters, in dem Freude und Freiheit unter der Menschheit herrschen soll. Im Altertum hatte man die Anschauung, daß er Glück und Weisheit, Sicherheit und Gerechtigkeit schafft, fördert und erhält. In den Tagen, da er unter den Menschen weilte, herrschten eine heilige Feiertag und u. Sabbatstille in der ganzen Natur. Die Aeder trugen von selbst, und die Bäume beluden sich zweimal mit Früchten.

Unter dem Einfluß des Christentums bildete sich im Laufe der Zeit im Volksglauben die heutige Anschauung von blühenden Bäumen in der Weihnacht, der aus der Sehnsucht nach Frühlingssgrün und Frühlingsblühen entsprossen ist. In diesem Gefühl schmückten unsere Vorfahren zur Weihnachtszeit ihre Zimmer mit grünen oder blühenden Zweigen und Ästen, ja mit ganzen Sträuchern und Bäumchen. Von den vielen Legenden, die in mannigfachen Abänderungen auf uns gekommen sind, sollen hier einige erwähnt werden.

Um sich an der Freude und dem Jubel der Menschen zu beteiligen, steigt alle Jahre der Herr vom Himmel auf die Erde hernieder. Während die brennenden Christbäume in den Wohnungen der Menschen prangten, standen schweigend und trauernd des Waldes Bäume da. Der Heiland fragte sie, weshalb sie in dieser Spanne der Freude so traurig wären; die Bäume gaben klagend zur Antwort, daß sie in der heiligen Weihnacht der Kälte wegen tot und schmutzlos seien. Nach diesen Worten hob er segnend die Hände empor und sprach die Worte: „Blühet eine Stunde!“ Und so geschah es. Daher kommt auch das Knuschen, das geheimnisvolle Flüstern im Wald.

Ein asiatisches Märchen berichtet, daß die Gottesmutter den Erlöser mitten im Winter unter einem Baum zur Welt brachte. Da schlügen die Knospen aller Waldbäume aus, die Rosen blühten, und die Vögel erwachten aus dem Winterschlaf und jubilierten und zwitscherten.

Der Volksglaube ist immer unterwegs gewesen mit der Ansicht, daß man in verschiedenen Gegenden fruchttragende Apfelbäume in der Christnacht gefunden habe. Man hat auch diese Anschauung zu erklären versucht und dahin gedeutet, daß es sich wohl nicht um wilde Holzapfel handele, die den Herbst am Baume überdauern und erst infolge eiskalter Temperatur zur Erde fallen.

Als der Heiland Jesus lächelnd in dürftiger Krippe lag, standen fernab draußen drei Bäume, eine stattliche Palme, ein Delbaum und eine schlichte Tanne. „Wir zwei wollen hingehen, um dem Christkind unsern Gaben darzubringen“, sprach die Palme zum Delbaum. „Leise und bescheiden hat die Tanne: „Nehmt mich doch mit, auch ich bin dem Jesuskind in Treue zugetan!“ „Du?“ meinten geringschätzig die Schwestern. „Bedenk doch — armfelig ist die Nadeln als Geschenk!“ Stolz nahm die Palme das schönste Blatt der Krone und legte es dem Kinde als Fächer zu Füßen; der Delbaum spendete wohlriechendes Öl. Fern stand einsam die Tanne und klagte, daß ihr Kleid zu ärmlich sei. Ein Engel sah mitleidig ihre Qualen. Er winkte, und Stern auf Stern fiel auf ihre Zweige; von diesem Strahl und Glanz wurden selbst die stolzen Schwestern geblendet. Als das Jesuskind erwachte, ließ es den Fächer und den Delbaum beiseite und griff freudig lächelnd mit dem kleinen Knechtchen nach dem geschnittenen Baum.

Zur Geburtszeit des Heilandes standen im heiligen Lande drei Eschen; aus dem ersten Stamm wurde die Kruppe, in der am ersten Weihnachtstag eine Mutter ihr Kind barg. Aus dem Stamm der zweiten Esche wurde ein Kiel an einem Boot, das den Heiland sanft das Ufer entlang brachte, wenn er das Volk vom See aus lehrte. Der dritte Stamm lieferte den Kreuzespfahl. Aus dem Eschenast wurde der eine zum Hirtenstab, der den Völkern den Weg zur Ewigkeit zeigt; der zweite wurde zum Stiel der Peitsche, mit der Christus die Händler aus dem Tempel wies; der dritte lieferte das Holz zum Langenschnitz, mit dem ein Kreuzknecht Jesu Herz durchbohrte.

Die Christrose entfaltete sich nach der Sage bei Mariastein an der schweizerisch-elsässischen Grenze am heiligen Abend mitten im Schnee und verbreitete herrlichen Duft und warf einen lichten Schein weit um sich.

Die Christrose nennt man in Graubünden die Rose von Jericho. Ueber die Entstehung des Namens berichtet die Sage: Als die Israeliten nach der Wüstenwanderung Jericho vergeblich belagerten, ging Josua eines Tages bei den ersten Morgenstrahlenstrahlen hinaus, um Gottes Beistand zu erbitten. Da wehte ihm der Wind einen dunklen Anäuel zu, wie er ihn in der letzten Nacht im Traum gesehen hatte. Josua legte den Anäuel in Jordanwasser, und siehe, er begann sich zu regen und zu öffnen. Unter Rosensausschall machte er einen neuen Angriff; die Mauern stürzten zusammen und seine Scharen drangen in die Stadt. Er sah, wie sich das dürre Gezweig in seiner Hand entfaltet hatte und in purpurner Blütenpracht hell erglänzte. Er nannte die Blume „Rose von Jericho.“

Von der schwarzen Rieswurz mit ihren prächtigen schneeweißen Blüten, auch Schnee- oder Christrose genannt, hat die Legende berichtet: Als Adam und Eva nach dem Sündenfall aus dem Paradies vertrieben wurden, setzte ein kummervolles Leben für sie ein; nur in ihren Träumen lebten sie im Paradies und seinen Himmelswonnen; selbst mitten in der Arbeit konnten sie des Herrn Verheißung auf einen Erlöser nicht vergessen. Da erlebten sie den ersten Herbst und machten die erste Kälte durch, und frierend saßen sie in ihrer Einsamkeit in ihrer dunklen Höhle. Eines Morgens wurden sie von einem hellen Licht geweckt, und die bisher so kahle und braune Erde glitzerte in einem weichen Gewand; der erste Schnee war gekommen. Und vom Himmel fielen tags- und nachtslang die weißen Flocken und hüllten die Erde in ein ungeheures Leichentuch. Adam war entsetzt ob des Gedankens, was werden sollte, wenn alle Pfade verschneit wären, und er nicht auf die Jagd nach einem Wild ausziehen könnte, um wenigstens das Leben zu erhalten. Während Adam erklärte, der Herrgott hätte sie vergessen, suchte Eva ihn in seinem Wankelmuth zu trösten mit den Worten: „Er hat es versprochen, für alle Menschen den Erlöser zu senden, und wir brauchen nicht daran zu zweifeln.“ „Wenn du mir eine einzige blühende Blume bringst, ehe die Sonne dreimal zur Rüste gegangen, dann will ich es glauben,“ erwiderte Adam und machte sich auf. Eva suchte im winterlichen Wald, aber nirgends war eine Blume zu finden. Ihre Tränen rannen heiß in den Schnee. „Nun will ich heim gehen, um mit meinem Mann zu sterben,“ dachte sie. Doch da fiel der letzte goldigrote Sonnenstrahl durch die Zweige gerade vor ihr auf den Schnee, und sie bemerkte einen seltsamen Schatten. Schnell beugte sie sich hinab, und da sah sie blanke dunkelgrüne Blätter und über ihnen auf schlanken Stengeln schaukelten schneeweiße, zarte, leuchtende Blütenkelche mit tiefgoldenen Herzen.

„Rosen, weiße Rosen im Schnee!“ jubelte Eva. Mit zitternden Händen brach sie die schönste der Christrosen, wie sie sie nannte. Plötzlich stand Adam hinter ihr mit einem frohen Staunen in den ersten Augen.

„Gott sei gelobt, er hat uns nicht vergessen,“ rief er wie Seufzer aus der Mannesbrust. „Hab Dank für deinen Trost, du zartes Winterroßlein.“

Der Brautgang

Ein Weihnachtszauber von Johanna Gode.

Es war in einem tief verschneiten Wald. Die Kette lag sich unter das Laß ihrer weißen Hölzer,

gläsern war die Luft und Schweigen ringsumher. Die Kälte machte sehnüchlich nach Wärme, und doch beruhigte sie wieder eigentümlich. An Tod mußte man denken und fühlte doch, wie aufgeweckt, neues Leben in den Adern. Einzig schön war der tief verschneite Wald.

Und durch das schwere Partior hinaus in die stille Pracht trat die junge Annemarie. Angstlich sah sie sich um, dann hüllte sie sich fester in den Pelz und schritt langsam hinein in den nächtlichen Wald. Sie dachte daran, daß es keine Zukunft für sie geben konnte, und daß sie um alles in der Welt die Vergangenheit vergessen mußte, um die Gegenwart noch weiter ertragen zu können. O, diese furchtbare, furchtbare Christnacht! — Hier war es wie alle Jahre. Im Herrenhause feierten sie jetzt. Von Frieden war gepredigt worden, von der Liebe gehungen nun beschenkt sie sich und lachten. Sie wußten alle nicht, wie mächtig Erinnerungen sein können, wenn sie zu junge Seelen nicht mehr freigeben. Es gibt kein Entrinnen. Undankbar und unbegreiflich mußte sie denen dort drinnen um den Weihnachtsbaum erscheinen, daß sie sich heimlich in die Einsamkeit stahl. Aber Erinnerungen trennen oder vereinen, je nachdem die Stunde ist. Reich und behütet, meinen sie im Herrenhaus, der Arme muß bis aufs letzte glücklich sein, wenn sie ihn nur an ihrem Ueberfluß teilnehmen lassen. „Annemarie mit den hungrigen Augen“ hat sie der Sohn des Hauses damals genannt, als sie ratlos, bebend, das erste Weihnachten im Kreise der Menschen verlebte hatte, bei denen sie aufgenommen worden war, eine 13jährige Kriegswaise, verwöhnt von ihnen, wie ein eigenes Kind, geliebt und umsorgt im Gedanken an einen schnell geallenen Sohn. Die Deuse im Hause war gewesen: erinnert das Kind nicht, vermeidet vor ihr von den Kriegsgreueln zu sprechen, zerstreut sie, wenn sie die starren Augen hat. Kinder verwöhnen leicht. Zwei, drei Jahre, und jedes klare Bild verfliehet. Und Annemarie dachte: wie wenig Schweres haben diese Menschen erlebt!

Sie ging langsam hinein in den Wald, wie man geht, wenn unsichtbare Arme einen ziehen, und Erinnerungen unsere einzige Heimat sind.

Und der Wald sprach zu ihr: Weißt du noch, Annemarie, ganz genau so wie heute, habe ich damals ausgeföhrt, weit dort drüben im Osten, in jener Christnacht, als du mit zerrissenen Kleidern und fliegenden Haaren, schreiend vor Entsetzen in meinen Schutz geflohen bist? An dem dicken Stamm einer Esche bist du niedergestürzt, nicht fühlend die Kälte, dich einwühlend in den Schnee, die Fäuste an den Augen, dich windend, als wärst du geblendet worden. Und ich brauchte nicht zu fragen, was deine armen jungen Augen gesehen hatten: an deinen Kleidern war Blut gewesen, und aus der Ferne hatten Schüsse gekracht, mit gellenden Schreien verzweifelter Menschen. Krieg war in der Welt, auch damals in der Christnacht. Ein paar Stunden vorher hattest du im Kreise der lachenden Dorfbilder dein Bäumchen geholt. In der wohligen warmen Stube hattest du geschmückt, und hell neben der Stimme der Mutter hatte deine Kinderstimme hinausgejubelt in die heilige Nacht: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Mädchen, Kleines! Wenn die Deutschen nicht gekommen wären und dem Feind das Dorf wieder abgejagt hätten, wärst du damals bei mir in die ewige Christnacht heimgeschlafen.

Annemarie atmete tief. Sie erlebte wieder, wie ein junger Soldat sie aufgehoben hatte, wie Pfleger sie gerettet, wie der Soldat sie seinen Eltern heimgeschickt hatte mit einem Brief, der zugleich sein letztes Lebenszeichen gewesen war. Und dann sah sie sich im Kreise der fremden Leute wieder, die gewiß gut waren. Bekannte, Freunde, Tanten und Väter kamen, das Kriegskind zu bestaunen. Gleichaltrige Kinder lud man ihr ein, trampfhaft wollte man sie zum fröhlichen Kind machen. Aber der Krieg wußte doch etwas Fremdes um ihr Wesen, u. oft empfand sie das selber. Dieses: wer waren ihre Eltern gewesen, woher kam sie eigentlich, welche bestimmte Etwas hatte sie erlebt? Man wollte ja, daß sie es vergaß, man fragte sie auch nie, aber man dachte oft daran, seit dem Tag, da sie, unbeachtet über einer Arbeit im Zimmer der Erwachsenen sitzend, sich plötzlich mit heller Kinderstimme in deren Diskussion gemischt hatte: „Nein, Menschen, denen Arme und Beine abgehakt werden, sind nicht gleich tot.“ Das was gewesen, wie wenn plötzlich

alle Schrecken des Krieges nach in dem Himmel gestanden hätten!

Und weiter! Als Annemarie zu ihrer Konfirmation ihr Glaubensbekenntnis niederschreiben sollte hatten quer über dem Blatt die harten Worte gestanden: „Ich kann nicht glauben.“ Traurig las es der alte Pfarrer und dachte: Erwachsene können die Greuel des Krieges vielleicht überwinden, Kinderseelen haben sie unwiederbringlich aus den Angeln gehoben. Die junge Annemarie aber war an diesem Tag erst nach Stunden weit draußen im Wald gefunden worden.

Ja, und das alles war nun schon vier, fünf Jahre her. So lange lebte sie nun schon hier.

Der Wald um sie her wurde tiefer, die Wege unkenntlicher, trotzdem aber schritt sie noch immer weiter, und dabei wurde es ihr auf einmal klar, daß ihr armes Herz auch heute schutzsuchend in die Einsamkeit floh — vor einer Gefahr — aus Angst vor Wunden.

Kam nicht jemand hinter ihr her, knacten nicht Aeste? Rufe vermeinte sie zu hören. — Sie stand still. Christnacht war heute. O nein! es war die Nacht, in der man ihr die Mutter — vor ihren Augen — Liebe, Güte, Erlösung, für sie war das nicht gesagt worden. Vor ihr standen unaussprechbar festgebundene Bilder, und die verhöhnten die Christnacht. Darum war sie ausgestoßen und ärmer als der allerärmste Arme. Und in ihrer Not rief sie nach der toten Mutter und warf sich hoffnungslos schluchzend in den Schnee nieder.

Und wie es nun so geschehen kann in der Weihnachtsnacht, kommt da keine Minute später das Christkind just auf dem Weg vorbeigefahren, eingemummelt in Pelze, einen Schlitten mit hunderterlei Geschenken hinter sich her ziehend. Ganz erschrocken hält es an und sieht auf das jammernde Menschenkind und lauscht seinen trostlosen Gedanken, denn die kann das Christkind alle hören. Doch darüber wird es ganz traurig. Die Menschen! diese unseligen Menschen! Aber dann kommt ein liebes, schelmisches Lächeln in sein Gesicht und trotzdem es furchtbar eilig ist, läßt es seinen Schlitten stehen und läuft — haste, was kannst — auf seinem Weg zurück. Zwei Dinge sind ihm nämlich eingefallen: erstens, daß es dieses weinende junge Ding heute schon unter einem Christbaum hat stehen sehen, neben dem Sohne des Hauses, der vergebens auf ein liebes Wort von ihr wartet; zweitens, daß es diesen jungen Mann noch eben vor ein paar Minuten hier im Wald gesehen hatte, suchend und ängstlich einen Namen rufend. — Und das Christkind lief, bis es den jungen Mann erreicht hatte, nahm ihn dann behutsam bei der Hand und führte ihn unmerklich der Stelle zu, wo Annemarie mit ihrem wunden Herzen lag. Vor es dann aber seinen Schlitten wieder an die Strippe nahm und fröhlich weiterzog, rüpte es dem jungen Mann erst noch auf den Arm: „Sag ihr, es ist mein Geburtstag heute, ich kann nichts dafür, wenn Menschen ihn entweißt haben. Hüßten aber werde ich, solange die Erde steht. Und fröhliches Fest!“ Qui, war es fort!

Ein Weilschen später aber ging die junge Annemarie am Arm eines glücklichen Mannes heimwärts. Und sie gingen über einen weichen Teppich von Diamanten, und Sterne leuchteten ihnen vom Himmel und glitzerten wider in den Tannen in Mirjaden Lichtern.

Erstaunt sah Annemarie ringsumher. War das der selbe kalte, einsame Wald, der noch eben den Schmerz ihrer Kindheit geteilt hatte? Der Mann an ihrer Seite küßte sie: „Nun sollen deine klackernden hungrigen Augen sich in meinen ausruhen, Annemarie.“ Und die Christnacht wußte ihren Zauber um die Beiden.

Oben im Himmel aber vertrat das Christkind ernstlich den Standpunkt, daß Glück doch mächtiger sei als Leid und daß Annemarie um des Brautganges willen durch den leuchtenden Wald den Glauben an die Genußsamkeit der Menschen begraben werde, um sorten die Weihnachtszeit zu lieben.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. R. Wannerger.
Druck und Verlag der Buchdruckerei Fr. Schödel.
(Jah. Fr. Rohr) sämtlich in Oberlahnstein.